Masser Brock ist Kolumnist für eine der größten und anerkanntesten Tageszeitungen der Niederlande, seine Schwester Mia ist der Spin-Doctor des Ministerpräsidenten. Als vier niederländische Soldaten auf Friedensmission im Mittleren Osten unter ungewöhnlichen Umständen ums Leben kommen, versucht Masser, die Wahrheit herauszufinden, während Mia daran arbeitet, sie zu vertuschen. Aber ist die Wahrheit wirklich so eindeutig? Plötzlich stellt sich auch noch heraus, dass die Zeitung vom Geheimdienst unterwandert wurde, und das seit Generationen im Familienbesitz florierende Imperium droht zu zerbrechen. Und allmählich beginnt Masser Brock, an seinem Beruf zu zweifeln … Ein spannender Roman über das Wechselspiel von Wahrheit und Lüge, über Nachrichten, die neue Wirklichkeiten schaffen, über das Manipulieren von Meinungen.

Bert Wagendorp, geb. 1956, ist als Kolumnist für die niederländische Zeitung *De Volkskrant* und eine flämische Tageszeitung tätig. Zwischen 1989 und 1994 berichtete er unter anderem von der Tour de France. Zudem hat er das literarische Radrennmagazin *De Muur* mitbegründet. Sein Roman »Ventoux« war der große Überraschungsbestseller der letzten Jahre in den Niederlanden und wurde dort erfolgreich verfilmt.

Bert Wagendorp bei btb
Ventoux. Roman (71689)

BERT WAGENDORP

TANZ UM DIE WAHRHEIT

ROMAN

Aus dem Niederländischen
von Andreas Ecke

btb

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel »Masser Brock«
bei Atlas Contact, Amsterdam/Antwerpen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

FSC www.fsc.org MIX Papier aus verantwortungsvollen Quellen FSC® C014496

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage
Deutsche Erstausgabe
Genehmigte Taschenbuchausgabe Mai 2020
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Copyright © der Originalausgabe 2017 Bert Wagendorp
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2020
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: semper smile, München
Covermotiv: © Shutterstock/Weerayut Photographer; Bakai
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
CP · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-71975-4

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag

Für Wilma

I

Geschmolzener Asphalt

Haarlem wurde geröstet, eine brennende Sonne schmolz den Asphalt, heizte die Dächer auf und versengte das Gras in den Parks. Auf den Caféterrassen des Grote Markt verkrochen sich Touristen unter den Sonnenschirmen. Aus der St.-Bavo-Kathedrale drang Orgelmusik, und es klang, als würde auch sie von der Hitze angegriffen, während sie sich unter dem grellblauen Himmel ausbreitete – man hörte ein flirrendes Vibrato. Die Möwen über der Spaarne schienen langsamer als sonst zu schweben, gebremst durch eine Luft, die zu dick war für schnelle Bewegung.

Masser Brock, Kolumnist der *Nieuwe Tijd*, ging am Teylers Museum vorbei in Richtung der weißen Ziehbrücke über die Spaarne. Er trug ein schwarzes T-Shirt und eine schwarze Jeans, ein scharfer Kontrast zu seinen weißen Nikes. Obwohl er sein provenzalisches Tempo einhielt, wie er es nannte, gemächlich und bedachtsam, rannen ihm Schweißtropfen den Rücken hinunter. Masser war ein Gewohnheitstier. Jeden Tag ging er seine kleine Runde, auch bei vierzig Grad Hitze oder einem halben Meter Schnee, sogar wenn er einen fürchterlichen Kater hatte oder eine Grippe. Am Dienstag, Donnerstag und Samstag unterbrach er seinen Spaziergang für zwei Heringe, immer mit Silberzwiebeln. Seiner Ansicht nach lag das Geheimnis eines langen und glücklichen Lebens in geduldiger Wiederholung.

Ich habe das Gefühl, die ganze Hitze der Stadt in mich einzusaugen. Als hätte die Sonne sich heute vorgenommen, mich zu schmoren.

Hör auf zu jammern, Masser.

Der Asphalt schmilzt, die Spaarne trocknet aus. Nicht mehr lange, und in unseren großen Flüssen werden die ersten Krokodile gesichtet.

Hyperbel, alter Trick.

Und all die wunderbar sonnigen Wohnungen und Häuser, was ist mit denen? Die werden zu Backöfen!

Beruhige dich, Junge, es wird bald wieder kühler.

Masser Brock war knapp sechsundvierzig, sah aber jünger aus. Nicht, dass er sich krampfhaft bemüht hätte, jugendlich zu bleiben. Er färbte sich nicht die Haare, nahm keine Vitaminpräparate, joggte nicht, besaß kein Rennrad, betrat nie ein Fitnessstudio. Früher hatte er Fußball gespielt, aber nur in der untersten Spielklasse. Sein Kleidungsstil tendierte zum Altmodischen und ließ auf eine gewisse Gleichgültigkeit schließen. Wenn er eine Verabredung hatte, holte er irgendein Hemd und ein Jackett aus dem Schrank, ohne sich über die Kombination von Farben und Stoffen den Kopf zu zerbrechen.

Er hatte keine Frau, die ihn in Sachen Kleidung hätte beraten können. Im zweiten Jahr seines Niederländisch-Studiums hatte er zehn Monate lang eine Beziehung mit einer jungen Musikerin gehabt, die an der Musikhochschule Amsterdam Kontrabass studierte – er wusste nicht mehr, was genau sie auseinandergebracht hatte. Vielleicht hing es damit zusammen, dass er plötzlich sein Studium aufgegeben hatte und Journalist geworden war, weshalb Eva und er sich weniger oft trafen und er Teil eines Milieus wurde, das Eva fremd blieb. Danach hatte er kurze Zeit mit einer jungen Frau zusammen-

gewohnt, die er von der Zeitung her kannte. Die Auseinandersetzung, mit der diese Beziehung endete, war so heftig und nahm ihn derart mit, dass Masser für sich den Schluss zog, er sei unfähig, mit einer Frau zusammenzuleben. Andere hätten das vielleicht als voreilig empfunden oder es nach einem Monat wieder vergessen, doch Masser hielt sich nun schon seit dreiundzwanzig Jahren daran, obwohl er manchmal gedacht hatte, er könnte es noch einmal versuchen – immer dann, wenn er sich verliebte. Aber der Teufel schien ein Spielchen mit ihm zu treiben: Die Frauen, zu denen er sich hingezogen fühlte, hatten keine Lust, ihr Leben mit ihm zu teilen. Er hatte sich damit abgefunden, für immer Junggeselle zu bleiben.

Seit fast fünfundzwanzig Jahren wohnte Masser Brock in Haarlem, beinahe von dem Tag an, als er Journalist bei der Lokalzeitung geworden war. Nie hatte er mit dem Gedanken gespielt, nach Amsterdam zu ziehen, auch nicht nach seinem Wechsel zur *Nieuwe Tijd*. Er verabscheute die Schaumschlägerei, mit der er sich in der Hauptstadt allenthalben konfrontiert sah, und glaubte, das rastlose Weltgeschehen am besten von einer ruhigen Provinzstadt aus beobachten zu können.

Masser überlegte, ob die Lichtblitze, die ihn trafen, Wasserreflexionen waren oder ob sein Gehirn selbst sie hervorbrachte. Schon seit sehr langer Zeit löste spiegelndes Wasser bei ihm Kopfschmerzen aus, er wusste sogar ganz genau, seit wann.

Die Kolumne gab seinem Dasein Struktur, er lebte im Rhythmus von sechs Kolumnen pro Woche. Früher hatte man Journalisten wie ihn auch »Glossenschreiber« genannt, heute sprach man nur noch von Kolumnisten. Seit er angefangen hatte, seine

täglichen Beiträge für Seite zwei zu liefern, hatte sich vieles verändert. Die Kolumnen hatten sich sprunghaft vermehrt, auf fast jeder Seite fanden sich welche. Es hatte den Anschein, dass Nachrichten nur noch Anlass zu Kolumnen waren, dass die Meinung zu einem Geschehen wichtiger geworden war als das Geschehen selbst. Manchmal konnte eine Meinung plötzlich die Nachricht sein, dann schloss sich der Kreis.

Masser war nicht gerade glücklich über diese Entwicklung. Manchmal schämte er sich für seinen Beruf, schämte sich, Meinungsmacher zu sein. Was mache ich denn, fragte er sich dann. Ein Möbeltischler macht etwas, worauf man sitzen kann, aber was macht ein Meinungsmacher?

Meinungen.

Nichts, man kann sich nicht mal den Hintern damit abwischen.

Meinungen machen neue Meinungen.

Es ist eine Pest.

Masser betrat die Brücke, blieb stehen, legte die Hände aufs Geländer und blickte nachdenklich über das Wasser. Heute was Leichtes, dachte er, bei diesen Temperaturen brauchen die Leute Zerstreuung. Er nahm sein Smartphone aus der Hosentasche und suchte auf der Website der Zeitung nach Meldungen, die ihm vielleicht auf die Sprünge helfen würden. Doch die Welt schien zum Stillstand gekommen zu sein. Nirgends hatte sich eine Katastrophe ereignet, kein Flugzeug war abgestürzt, nicht einmal eine neue Studie über den Zustand der Umwelt war erschienen. An den Kriegsfronten schien Ruhe zu herrschen, vielleicht war es zu heiß zum Kämpfen. Oder zum Berichten über Kämpfe. Man hatte kein neues Schwarzes Loch im Universum entdeckt, keine neuen Teilchen, und kein Wolf hatte die Grenze überschritten.

Ich gebe mich als unabhängiger Geist aus, dachte Masser, dabei bin ich ein abhängiger. Man wirft mir täglich etwas vor, auf dem ich herumkauen kann, ansonsten bin ich hilflos. Er setzte aber großes Vertrauen in seine Kollegen, die keine neuigkeitenlosen Tage akzeptierten, schließlich musste eine Zeitung gemacht werden. Wenn es keine Neuigkeiten gab, fabrizierten sie welche. Sie verschoben die Fakten ein wenig, rückten ein Detail, das an nachrichtenreichen Tagen niemandem aufgefallen wäre, in den Vordergrund und nahmen es unter die Lupe. Oder sie beleuchteten irgendeine Äußerung auf so erfinderische Weise neu, dass sie eine andere Bedeutung erhielt, gerade so, als wäre ein journalistischer Jesus am Werk gewesen, der Wasser in Wein verwandelte.

Bei der Tour de France lag an diesem Tag ein Niederländer vorn. Wenn der gewann, hatte Masser ein dankbares Thema für sommerliche Betrachtungen; dass niederländische Radrennfahrer eine Tour-Etappe gewannen, kam ja nicht mehr so oft vor. Aber bis zum Etappenziel waren es noch 175 Kilometer, wahrscheinlich war der Fahrer chancenlos. Ein Abgeordneter hatte etwas über Bootsflüchtlinge getwittert, das andere Twitter-User skandalös fanden. Masser spuckte ins Wasser. Sogar der amerikanische Präsident twitterte Nachrichten in die Welt. Nicht mehr lange, und ich muss meine Kolumne wegen nachlassender Konzentrationsfähigkeit der Leser auf vierzig Wörter eindampfen, dachte er.

Von der anderen Seite betrat ein alter Bekannter die Brücke. Er wohnte gegenüber vom Teylers Museum in einem der hohen Häuser am Kai. Masser hob die Hand. Der Mann war ein prominenter Sportreporter, der früher jahrelang über die Tour de France berichtet hatte.

»Masser«, sagte er. »Wie geht's? Ich seh dich hier regelmäßig auf der Brücke stehen.«

»Prima«, antwortete Masser. »Bisschen warm. Und dir?«

»Schlecht. Kolumne fertig?«

»Noch nicht. Ist zu früh. Ich hoffe, dass mir beim Gehen was Gutes einfällt. Dass mir von der Spaarne her was zufliegt. Oder dass ich jemanden treffe, der eine blendende Idee hat.«

»Es ist Sauregurkenzeit.«

»Vielleicht gibt's endlich mal wieder einen niederländischen Etappensieg.«

»*Forget it*.«

»Fehlt dir die Tour?«

»Kein bisschen. Es ist gut, so wie es ist. Ich bin ein alter Mann.«

»Komisch, ich stelle mir das großartig vor: von der Tour zu berichten.« Masser meinte es nicht ernst, er stellte es sich grässlich vor.

»Alles Blödsinn. Aber ich muss weiter. Ich wurde mit einem Einkaufszettel losgeschickt. Das ist jetzt meine Lebensaufgabe.«

»Überschaubar.«

»Wir müssen mal einen guten Tropfen zusammen trinken. Bis dann.« Er klopfte Masser auf die Schulter und ging weiter. Masser wartete einen Moment, bis sein Bekannter am Ende der Brücke die Straße überquert hatte und in Richtung Innenstadt abgebogen war. Dann ging er ans andere Ufer, wandte sich nach rechts und blieb im Schatten der Häuser, bis er die Brücke erreichte, über die er ins Zentrum zurückkehren konnte.

Er schaute wieder auf sein Smartphone. Ein Schriftsteller, von dem er das eine oder andere Buch gelesen hatte, war gestorben. Er empfand Erleichterung. Kolumnen über tote Autoren lagen ihm, er schüttelte sie aus dem Ärmel.

II

The Piper at the Gates of Dawn

Masser Brock wurde am Montag, dem 7. August 1967, mittags um zehn nach zwölf geboren. Es war ein normaler Sommertag mit Temperaturen bis 25 Grad, aber auch ein Tag, der sich von allen Tagen davor und danach unterschied. In *De Nieuwe Tijd*, die ein paar Stunden nach Massers Geburt durch den Briefschlitz fiel, war zu lesen, dass die Chinesen die indonesische Botschaft in Peking abriegelten. In Detroit flauten die Rassenunruhen ab, und drei seit Tagen auf dem IJsselmeer vermisste deutsche Segler waren auf der früheren Insel Urk gefunden worden. Ein Hochseeschlepper hatte ein steuerlos treibendes Frachtschiff entdeckt, und die PTT versprach, Postsendungen weiterhin auch auf abgelegenen Bauernhöfen zuzustellen.

Karel Brock blätterte die Zeitung rasch durch, nachdem er gesehen hatte, dass seine Frau und auch sein Sohn eingeschlafen waren. Der Arzt hatte gesagt, er habe selten eine so leichte erste Geburt erlebt. Der junge Brock begann nach einem Klaps auf den Po zu schreien, doch unter den liebkosenden Fingern von Carla Genovesi, seiner Mutter, beruhigte er sich schnell.

Karel beschloss, die Zeitung aufzubewahren, damit sein Sohn später nachlesen konnte, was am Tag seiner Geburt auf der Welt geschehen war. Er legte sie in die unterste Schublade des Schreibtisches, den er von seinem Vater geerbt hatte – und

vergaß sie. Erst nach vielen Jahren entdeckte er sie zufällig wieder, spröde und vergilbt.

»Sieh mal«, sagte er, als er Masser die Zeitung ein paar Tage nach dessen vierzigstem Geburtstag überreichte. »Eine Zeitung ohne Kolumnisten. Wunderbare Zeit. Man war auch in fünf Minuten damit fertig, weil nichts passierte. Jedenfalls stand kaum etwas drin. Bruchstücke der Wirklichkeit, mehr nicht. Und mehr als genug.«

»All You Need is Love« führte in der Woche von Massers Geburt die Hitlisten an, aber Karel mochte die Beatles nicht. Genau vierundzwanzig Stunden nach der Geburt seines Sohnes kam er mit einer LP von Pink Floyd nach Hause, *The Piper at the Gates of Dawn*. Ein paar Monate zuvor hatte er mit Carla ein Konzert der Band im Paradiso besucht. Dass nun die Gitarre von Syd Barrett, der Bass von Roger Waters und das Keyboard von Richard Wright in »Interstellar Overdrive« das Geschrei ihres Sohnes begleitete, kam Carla wie ein Fingerzeig vor – der Kleine wurde psychedelisch getauft.

Seinen merkwürdigen Namen verdankte Masser einer Freundin seiner Mutter, Stella, die Tarotkarten legte, Horoskope erstellte und mit Verstorbenen sprach. Masser war im chinesischen Jahr der Ziege zur Welt gekommen, weshalb es ihm laut Stella vorherbestimmt war, eine ästhetisch veranlagte, beharrliche, erfinderische und feinfühlige Person zu werden. Sie hatte den Namen »empfangen« und erklärte, dass Masser »Suchender« bedeute. Masser hatte später mehrmals herauszufinden versucht, welche Sprache sie eigentlich gemeint hatte, doch ohne Erfolg. Stella konnte er nicht mehr fragen, sie hatte sich umgebracht, nachdem sie eines Tages in den Tarotkarten gelesen hatte, dass ihr Leben durch Suizid enden werde.

»Karel«, sagte Carla Genovesi im Wochenbett zu ihrem

Mann, »die tiefsten Geheimnisse des Lebens entziehen sich der objektiven Wahrnehmung. Und wenn uns hin und wieder ein kurzer Blick in jene verborgene Welt vergönnt ist, wenn uns Einsichten kommen, dürfen wir uns nicht abwenden, denn das würde nicht ohne Folgen bleiben. Wir kennen diese Folgen nicht, aber gerade deswegen ist es wichtig, die Einsichten nicht zu ignorieren. Wir nennen den Jungen Masser, auch wenn wir nicht wissen, warum.«

Karel hatte von seinem siebzehnten bis zum einundzwanzigsten Lebensjahr auf einem Frachter die Weltmeere befahren, und aus dieser Zeit waren ihm zwei Dinge geblieben. Das eine war ein leichtes Hinken, Folge eines Sturzes in den Frachtraum, bei dem er sich so ungefähr alles gebrochen hatte, was brechen konnte – der Unfall hatte sein Seemannsleben beendet, Karel hatte ein Jahr gebraucht, um wieder halbwegs auf die Beine zu kommen. Außerdem hatten ihm die Jahre auf See und in den großen Hafenstädten eine ebenso nüchterne wie offene Einstellung beschert und ihn von der Engstirnigkeit jener Welt befreit, aus der er als Sechzehnjähriger ausgebrochen war, nachdem zuerst sein Vater und kurz darauf seine Mutter gestorben waren.

Karel akzeptierte Carlas Namenswahl ohne Murren. Masser klang irgendwie kernig, fand er. Wenn es Masser, der Suchende, sein sollte, würde sein Sohn eben Masser, der Suchende, heißen. Kaum hatte er den Kleinen viermal mit seinem Namen angesprochen, hatte er sich schon daran gewöhnt. »Pink Floyd«, sagte er zu seinem Sohn, während er die Nadel in die Rille gleiten ließ. »Horch, kleiner Masser. Pink Floyd.«

Hin und wieder hatte Masser später versucht, über die ersten musikalischen Klänge, die sein Gehirn registriert und abgespeichert hatte, in seine allerersten Stunden auf Erden

zurückzukehren, aber es war ihm nicht gelungen. Er fragte sich, was der prätentiöse Klangquark wohl in ihm angerichtet haben mochte. Wäre er ein anderer Mensch geworden, wenn seine Eltern ihn mit *Their Satanic Majesties Request* von den Stones getauft hätten – einer Platte aus seinem Geburtsjahr, mit der er sehr viel mehr anfangen konnte?

III

Patek Philippe

Carla war die Tochter eines liebenswürdigen Importeurs sündhaft teurer Armbanduhren, André Genovesi, dessen Großvater aus dem »Tal der Schornsteinfeger« Valle Vigezzo im Piemont stammte. Als André Genovesi in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg allmählich zu Vermögen kam, war das Erste, was er tat, die Kohleöfen in seinem Haus durch eine Zentralheizung zu ersetzen, damals noch ein recht neuer Luxus.

»Meine Vorfahren sind an dem verdammten Kohlenstaub gestorben«, erklärte André, »Öfen haben wahrhaftig nichts Romantisches. Die Zentralheizung ist ein Gottesgeschenk.« Nicht, dass er an einen Gott glaubte; wenn er aber einmal nicht wusste, worauf er eine aus seiner Sicht positive Entwicklung zurückführen sollte, verwies er dennoch gern auf den Allmächtigen. Empfahl er seinen Abnehmern eine neue Rolex oder Jaeger-LeCoultre, und es handelte sich tatsächlich um ein außergewöhnliches Modell, pries er den Großen Uhrmacher selbst, der zweifellos die Schöpfer der Uhr inspiriert und ihnen die Zuversicht geschenkt habe, dass ihr geduldiges Pusseln etwas Magisches hervorbringen werde. Hatte er eine Durchschnittsuhr zu verkaufen, brachte er allerdings ebenso selbstverständlich den Teufel ins Spiel, der auf seine schändliche, aber verführerische Weise Schönheit und Funktionalität zu etwas Unwiderstehlichem vereint habe.

Er selbst war versessen auf Uhren von Patek Philippe, wegen ihrer Qualität und Exklusivität, vor allem aber weil sie den gesegneten Besitzer – in diesem Fall ihn – auf ein höheres Niveau beförderten, einzig und allein dadurch, dass sie an seinem Handgelenk saßen. Er mochte aus einer Schornsteinfegerfamilie stammen, wofür er sich übrigens nicht schämte, doch seine Patek Philippe, die erste Calatrava überhaupt, mit der Referenznummer 96 aus dem Jahr 1932, ließ keinen Zweifel daran, dass er inzwischen einige Sprossen auf der Leiter emporgestiegen war.

Zu ihrem zehnten Geburtstag bekam Carla eine goldene Cartier Pasha mit winzigen Diamanten bei drei, sechs, neun und zwölf Uhr. Sie war so wertvoll, dass Carla sie nicht in die Schule mitzunehmen wagte: Ihre Armbanduhr kostete mehr, als die Väter der meisten ihrer Freundinnen in einem Jahr verdienten. Und Carla gab sich die größte Mühe, ein ganz normales Mädchen zu sein oder wenigstens den Anschein zu erwecken. Bevor sie mit ihren Eltern in den Sommerferien nach Venedig reiste, wo sie vier Wochen im Grand Hotel des Bains am Lido wohnten, erzählte sie in der Schule, sie führen zum Campen nach Süd-Limburg. Ihre Freundinnen besuchten sie gern zu Hause, weil sie dort Dinge sahen, von deren Existenz sie früher nichts geahnt hatten: eine finnische Sauna, eine italienische Espressomaschine, einen Kühlschrank, so groß wie vier Särge, eine Klimaanlage, elektrische Markisen.

Als André im Sommer 1960 in der geräumigen Garage der Genovesi-Villa in Bloemendaal neben dem Ferrari 250 GT, der schon darin stand, einen Bentley S3 parkte, sagte sie zu ihrem Vater, er sei ein Angeber. Damals war sie fünfzehn, und André wusste gleich, dass große Veränderungen in der Luft lagen – er war schließlich auf der Höhe der Zeit. »Du hast recht«, sagte er. »Komm, wir machen eine Spritztour.«

Das ließ sich Carla nicht zweimal sagen, denn sie war hin- und hergerissen zwischen dem Zeitgeist und der Liebe zu ihrem Vater. Damit er nur ja begriff, welch moderne Ansichten sie hatte, las sie auf ihrem Stammplatz im Wohnzimmer demonstrativ Kerouacs *On the Road*, Gedichte von Ginsberg oder Millers *Wendekreis des Krebses*. Sie las Bücher, mit denen sie ihren Vater provozieren zu können glaubte, unterstrich Passagen, von denen sie annahm, er würde sie zu drastisch finden, und ließ die Bücher aufgeschlagen auf dem Tisch liegen. Doch als er eines Abends angefangen hatte, in *Amerikanisch kurz* von Jan Wolkers zu lesen, das sie kurz zuvor gekauft hatte, sagte André, er finde es großartig, manchmal auch erregend, vor allem die Szenen, die sie unterstrichen habe. Carla zog ein enttäuschtes Gesicht.

Sie brachte nacheinander zahlreiche Freunde mit nach Hause, eigens nach der vermuteten Schockwirkung auf ihren Vater ausgewählt. Dazu zählten ein Straßenmusiker, ein existenzialistischer Dichter, ein Halbstarker, der ein Moped mit absurd niedrigem Lenker fuhr, ein undurchschaubarer Philosophiestudent mit Bärtchen, ein ehemaliger Fremdenlegionär, ein Radrennprofi, ein vom Glauben abgefallener Seminarist, ein Maler, der ausschließlich weiße Bilder produzierte, ein junger Rosenkreuzer, ein heroinsüchtiger Jazzmusiker und der Sohn eines Mannes, der sich für Gott hielt.

Als sie ihrem Vater im Frühjahr 1964, kurz vor ihrem neunzehnten Geburtstag, einen finnischen Zirkusdompteur vorstellte, dessen Spezialität eine Seehundnummer war – sie hatte den jungen Mann mit langen roten Haaren nach der Vorstellung einer deutschen Zirkustruppe im Theater Carré abgeschleppt –, hatte sie Andrés Toleranzgrenze endlich erreicht. Sichtlich bekümmert erklärte er, nun sei es genug. Entweder sie beende diesen Aufmarsch von Irren, oder er sehe

sich gezwungen, ihr den Zugang zu seinem Haus zu verwehren. Martha, ihre Mutter, flehte sie an, ihrem Vater um des lieben Friedens willen ein winziges bisschen entgegenzukommen, doch ohne Erfolg. André Genovesi weinte den ganzen Abend lang – er glaubte, er hätte seine Tochter verloren.

Carla hatte das Gymnasium erfolgreich abgeschlossen, schrieb sich in Amsterdam an der Kunstgewerbeschule ein und fand eine Mietwohnung an der Prinsengracht. André ließ sie nicht fallen. Jeden Monat erhielt Carla einen Scheck in Höhe eines Professorengehalts. Sie schickte ihn nicht zurück, sondern ließ Freunde und Freundinnen großzügig an ihrem Wohlstand teilhaben.

Seit dem Moment ihres Einzugs in die Wohnung war Schluss mit den verkrachten Künstlern und anderen schrägen Vögeln in ihrem Bett; sie hatten ihre Schuldigkeit getan. Am ersten Tag an der Kunstgewerbeschule begegnete sie Karel Brock, der dort als Mädchen für alles arbeitete. Bevor sie auch nur ein Wort mit ihm gewechselt hatte, wusste sie: er und kein anderer. »Ich bin Carla«, sagte sie, erfüllt von dem Selbstvertrauen einer Frau, die noch nie zurückgewiesen worden ist. »Ich studiere hier. Ich fände es schön, wenn du heute Abend zum Essen zu mir kommen würdest.« Karel war drei Jahre älter als sie und hatte um mindestens acht Jahre mehr Lebenserfahrung.

»Karel«, antwortete er. »Heute Abend kann ich leider nicht, ich muss zum Abendgymnasium.« Danach drehte er sich um und ging weg. Er sah durchaus, wie schön sie war, aber er mochte keine verwöhnten Prinzessinnen, und ihm war nicht entgangen, was für eine Armbanduhr sie trug. Wenn sie etwas von ihm wollte, musste sie sich was Besseres ausdenken.

Einen Moment war Carla perplex. Dann fragte sie den Hausmeister, welches Abendgymnasium das Schulfaktotum

besuchte. Am Abend wartete sie dort im Taxi, bis er sein Fahrrad abgeschlossen hatte, folgte ihm in die Schule und den Klassenraum und nahm neben ihm in der letzten Reihe Platz. Sie holte eine Flasche Dom Pérignon aus ihrer Tasche und stellte sie auf den Tisch.

»So«, sagte sie. »Ich gehe auch aufs Abendgymnasium. Wirklich nett hier.«

»Schön«, sagte Karel.

Sie klopfte an die Flasche. »Die trinken wir nachher zusammen. Bei mir.«

»Prima«, sagte er und legte ihr den Arm um die Schultern. Er wusste, dass sich etwas Unvermeidliches vollzog.

IV

Die Hindeloopen

Carlas Eltern fuhren regelmäßig nach Amsterdam zu der großzügigen Wohnung, die Karel und sie im Stadtviertel Rivierenbuurt bezogen hatten. Carla beschwor ihren Vater, seinen Enkel nicht schon in der Wiege mit viel zu teuren Geschenken zu verwöhnen. Auf Zuwiderhandlung stehe der Entzug der großelterlichen Rechte und ein Besuchsverbot nicht unter einem Monat. Und so beschränkte sich André an Massers erstem Geburtstag auf das Aushändigen eines Sparbuchs, über das Masser mit einundzwanzig frei verfügen konnte. Als Carla den eingezahlten Betrag sah, musste Karel sie beschwichtigen. Ihr Vater bringe seine Liebe zu ihrem Kind eben auf seine Weise zum Ausdruck, meinte er, das solle sie respektieren.

Zwei Jahre nach Masser bekamen die beiden wieder einen Sohn; er wurde Jimi genannt – diesmal hatte Karel darauf bestanden, den Namen aussuchen zu dürfen, und außer Pink Floyd hatte ihn auch Jimi Hendrix in seinen Bann geschlagen. Weitere zwei Jahre später wurde ein Mädchen geboren, das den Namen von Carlas Lieblingsfilmstar Mia Farrow erhielt.

Nach drei Kindern fand Carla, es sei genug. Karel hätte gern noch mehr gehabt, doch Carla erklärte, sie brauche Zeit, um an sich zu arbeiten, eine noch größere Familie würde ihrer Weiterentwicklung im Wege stehen und eine erschöpfte Glucke aus ihr machen. Ein Atelier musste her.

Mia war ein Jahr alt, als die Familie aus der Wohnung auf ein altes Schiff umzog, das Karel und Carla einem Jazzpianisten abgekauft hatten; er hatte es als Übungsraum benutzt. Carlas Vater hätte ihnen auch gern das Geld für ein komplett ausgestattetes Luxuswohnboot zur Verfügung gestellt. Dass sie stattdessen dieses Wrack erwarben – viel mehr war es nicht –, empfand Carla als den Beweis dafür, dass sie eine selbständige Frau war und ihre eigenen Entscheidungen traf.

Karel freute sich darauf, jahrelang mit Ausbesserungs- und Ausbauarbeiten beschäftigt zu sein. Er sah außer Rost, abblätternder Farbe und Fäulnis auch die Konturen eines Ideals, eine Art Kokon, in dem er und seine Familie so leben konnten, wie sie es wollten, ohne durch Bauvorschriften und Nachbarn eingeengt zu werden. »Ein Schiff ist beweglich«, sagte er. »Kein Fundament, keine Pfähle im Boden, es treibt im Wasser. Fische schwimmen drunter durch, und wenn man wegwill, fährt man einfach woanders hin, man muss nur ein paar Leinen losmachen. Mehr braucht der Mensch nicht.« Carla musterte ihn einen Augenblick besorgt, aber so ernst meinte er es nicht.

Die *Hindeloopen* war auf der ehemaligen Zuiderzee jahrelang im Frachtdienst zwischen Amsterdam und Lemmer unterwegs gewesen. Nachdem auf einer Werft in Zaandam der Rumpf an den besonders mitgenommenen Stellen von kopfschüttelnden Schweißern mit Stahlblech geflickt und alle hölzernen Bauteile neu geteert worden waren, wurde das Schiff zu einem Anleger an der Vecht geschleppt, ein kleines Stück hinter Abcoude. Dort nahm Karel das in Angriff, was zweifellos eine Lebensaufgabe werden würde, kaufte Werkzeug und Material, um das Schiff wohnlich zu machen. Monatelang hausten sie darauf wie durchfrorene Flussnomaden. Wind

und Regen fegten durch den ehemaligen Salon des Schiffs. Schutz fanden sie im Frachtraum, in dem Karel provisorische Kojen gezimmert hatte.

Fast jede Nacht wurde Masser vom Knarren des Schiffs geweckt. Manchmal klang es wie das Stöhnen eines Menschen, dann streichelte er von seiner Koje aus den Boden, wie um die *Hindeloopen* zu trösten und ihr zu zeigen, dass er sie liebte. Während des ersten Winters auf dem Schiff kam es vor, dass morgens Schnee auf seiner Decke lag, doch Masser empfand nie Heimweh nach der warmen Wohnung in der Stadt. Nicht einmal am jenem Morgen, als er eine kleine Ratte sah, die vom Bücherregal auf Jimis Koje sprang und haarscharf am schlafenden Gesicht seines Bruders vorbeitrippelte. Als er kurz darauf Jimi davon erzählte, war es, als hätte er es sich ausgedacht.

Masser schaute seinem Vater dabei zu, wie er das hoffnungslose Schiff langsam, aber sicher in etwas Hoffnungsvolles verwandelte. Er sah, dass Karel dem Bild, das irgendwo in seinem Kopf sein musste – mit Bauzeichnungen gab er sich nicht ab –, Tag für Tag ein Schrittchen näher kam. Jede Planke, die er befestigte, jede Schraube, jedes Kleckschen Lack waren ein Fortschritt.

Eines Tages, nach ungefähr einem halben Jahr Arbeit am Schiff, öffnete Karel in Gegenwart seiner Frau und seiner drei Kinder feierlich eine Tür, hinter der die Schlafkajüte von Masser und Jimi lag, mit jeweils einer Koje links und rechts. Masser wählte die Uferseite, Jimi konnte von seiner Koje aus durch ein Bullauge aufs Wasser schauen. Vielleicht hatte das etwas Symbolisches, dachte Masser später; er wählte das Sichere, Jimi das Ungewisse.

Masser empfand ihre Kajüte als den schönsten Ort, an dem er je gewesen war; er fühlte sich dort geborgen, konnte in die

Welt hinausblicken, ohne dass die Welt ihn sah. Er dachte sich Geschichten aus, die er mit niemandem teilte. Die Tür ließ er offen, damit er die Gespräche seiner Eltern hören konnte.

Als Mias Schlafkajüte und auch die für Carla und ihn selbst fertig waren, baute Karel ein Atelier für seine Frau. Wochenlang war sie in euphorischer Stimmung, nachdem Jimi diesen Raum symbolisch eröffnet hatte, indem er mit seinem Taschenmesser ein rotes Band durchschnitt. André Genovesi hielt das festliche Ereignis mit seiner Filmkamera fest. Er pries sich glücklich, einen Schwiegersohn zu haben, der die erstaunliche Gabe besaß, Dinge aus dem Nichts hervorzuzaubern: Enkelkinder und ein kleines Paradies für seine Tochter. Er kaufte ihm eine grüne Tischkreissäge aus zweiter Hand, die Karel mit dicken Schrauben im vorderen Teil des Frachtraums befestigte.

Auch nachdem Karel sein Antiquariat eröffnet hatte und jede Woche Dutzende Kartons voller Bücher aufs Schiff trug, blieb auf der *Hindeloopen* für Masser und Jimi genug Platz, um ihre Fantasien auszuleben – vor allem Jimi konnte das Schiff mühelos in eine Burg, ein Raumschiff oder ein Fort in der Prärie verwandeln. Masser ließ sich gern jede Rolle zuteilen, die Jimi sich für ihn ausdachte.

Jimi hat gesehen, was ich war.

Was warst du denn?

Ein Schauspieler.

Auch für Tiere war auf dem Schiff noch Platz: Es gab fünf Hühner in einem Verschlag achtern auf dem Deck, einen dreibeinigen Kater, der ihnen zugehinkt war, und eine Milchziege – die allerdings angepflockt am Ufer weidete und nur an Bord durfte, wenn das Wetter zu ungemütlich wurde.

Masser und seine Geschwister wuchsen sehr frei auf. Er selbst empfand das Leben auf dem Schiff mit seinen Hippie-

Eltern als völlig normal, aber er merkte, dass die anderen Kinder in der Vorschulklasse ihn manchmal komisch ansahen, wenn er etwas sagte, und dass seine von Carla genähten bunten Sachen oder sein langes Haar mit Pferdeschwanz sie zum Lachen reizten. Er hatte geglaubt, dass alle Kinder ungefähr das gleiche Leben führten und dass es auch zwischen Eltern keine großen Unterschiede gab.

Als die Lehrerin eines Morgens ein Gedicht von Annie M.G. Schmidt vorgelesen hatte, meldete er sich. Er kenne auch ein Gedicht, verkündete er. »Da sind wir aber alle gespannt«, sagte die Lehrerin.

»Ich bin die Blaupogurgel«, begann Masser noch ein wenig verlegen, »mein Vater war ein Purgel und Mama eine Porulan, da wird der Nachwuchs seltsam dann, rabann, rabann, rabann!« Die Lehrerin machte ein entgeistertes Gesicht, doch Masser sprach gleich weiter, dieses Gedicht hatte er von seinem Vater schon zigmal gehört. »Ich bin die Blaupogurgel«, sagte er nun ein wenig lauter. »Ich mag ausschließlich Kurgel, nur wenn der Nachtkauz ruft ganz leis, dann ess ich Riep und Rimmelreis, rabeis, rabeis, rabeis!« Er musste selbst schallend darüber lachen.

»Ein schönes Gedicht«, sagte die Lehrerin.

»Aber das war noch nicht alles«, entgegnete Masser enttäuscht.

Karel und Carla fragten nie, was er oder seine Geschwister später werden wollten, das hätte die Freiheit ihrer Kinder eingeschränkt, meinten sie. Sie sollten sich nicht nach den Ansprüchen einer Gesellschaft richten, die Karel und Carla in vieler Hinsicht als korrupt und böse empfanden.

Masser war ein stiller Junge, der in aller Ruhe und anscheinend zufrieden mit den Dingen, so wie sie waren, die

Welt entdeckte. Jimi war anders. Er konnte gerade erst stehen, als er hartnäckig versuchte, aus dem Laufstall zu klettern, der an Deck aufgestellt war. Dort verbrachte er viel Zeit mit seinem Bruder, während ihr Vater auf dem Markt antiquarische Bücher verkaufte und Carla unten im Atelier malte, modellierte, Kleidung entwarf, Halsketten fertigte oder auf andere Weise kreativ war. Seine Neugier kannte keine Grenzen. Jimi zeigte Masser Wasservögel, die plötzlich tauchten und mit einem silbrigen Fischchen im Schnabel an die Oberfläche kamen. Er konnte minutenlang auf dem Rücken liegen und Masser die Figuren beschreiben, die er in den Wolken erkannte. Laut überlegte er, wer diese Figuren machte. »Das Boot schwimmt auf dem Wasser«, sagte er. »Wasser dem auf schwimmt Boot das.« Er krähte vor Vergnügen.

Carla glaubte, dass in Jimi ein Künstler steckte, eher als in Masser. »Er hat einen anderen Blick«, sagte sie zu Karel. »Er stellt die Dinge, die er sieht, mühelos auf den Kopf. Das ist ein großes Talent. Er wird der Künstler und Masser der Kritiker. Oder der Galerist.« In ihrer Welt gab es keine gewöhnlichen Berufe. »Oder der Sammler«, entgegnete Karel. Ihm war es nicht so wichtig, wie die Zukunft seiner Jungs aussehen würde. Er dachte oft an etwas, das Carla einmal gesagt hatte: Wir geben ihnen Wasser, aber blühen müssen sie selbst. Er sah, wie sich die Knospen bildeten.

»Masser, woher kommst du?«, fragte Jimi.

Masser wusste nicht, was sein Bruder meinte. »Nirgendwoher.«

»Aber wo warst du denn früher?«

»Früher gab es mich nicht.« Er nahm ein Dinky-Toys-Auto, ließ es über das Linoleum im Salon fahren und machte leise Motorengeräusche.

»Warum heißt du Masser?«

»Das war Stellas Idee.« Er war froh, dass ihm eine Antwort einfiel.

»Warum muss man einen Namen haben?«

Masser hatte keine Ahnung. Er nahm das Leben, wie es kam, aber seinem Bruder reichte das nicht, er fragte immer nach dem Warum. Und er fragte nicht nur, er wollte Antworten, von seiner Mutter, seinem Vater oder Masser. Er fragte Mia, warum sie ein Mädchen geworden war. Immer blitzten seine Augen vor Unruhe, Staunen oder Neugier. Masser spielte mit Modellautos, manchmal auch mit den Puppen, die Carla für die Jungen gemacht hatte, weil sie gegen traditionelle Rollenbilder war. Jimi baute aus Legosteinen ein eigenes Universum. Während Masser, als er das Vorschulalter erreichte, nicht die geringste Lust hatte, zur Schule zu gehen, sondern lieber bei Jimi geblieben wäre, konnte Jimi es kaum erwarten, das Schiff zu verlassen und zu entdecken, was die Welt sonst noch zu bieten hatte.

Jimi erweckte bei Erwachsenen mehr Interesse, er war offener und schien mehr Freude am Kontakt mit anderen Menschen zu haben. Masser versteckte sich hinter einem Buch, war eifersüchtig, wusste aber nicht, was er anders machen sollte.

In Masser erkannte man Carlas mediterrane Züge, vermischt mit Karels nördlicheren Merkmalen: Er hatte dunkles Haar und einen dunklen Teint, aber blaue Augen. Jimi war ganz und gar eine Miniaturausgabe seines Vaters, ein kleiner Wikinger. Die Ähnlichkeit war so groß, als hätten Karels Gene die von Carla an allen Fronten besiegt oder als wäre der Junge geklont worden. Er war seinem Vater nicht nur wie aus dem Gesicht geschnitten, sondern hatte auch die gleichen Interessen. Wenn Karel unter Deck an der Vervollkommnung seines Traumbildes arbeitete – »Das Ding wird nie fertig sein,

zum Glück!« –, wollte auch Jimi Nägel in Planken schlagen oder Holzteile hobeln oder lackieren. Er versuchte, sich auf Karels Instrument selbst das Gitarrenspiel beizubringen. Masser schaute lieber zu, in stiller Bewunderung für alles, was sein Vater konnte.

Eines Tages sagte Masser, während er Kondensstreifen am Himmel betrachtete, vielleicht werde er Pilot. Sein Vater schlug Akkorde auf der Gitarre an – er spielte mit dem Gedanken, Gedichte zu vertonen und damit in Jugendclubs aufzutreten, natürlich ohne sich kommerziellen Plattenproduzenten auszuliefern. Seine Fortschritte waren bescheiden, weil er nicht besonders musikalisch war und weil das Schiff und die Büchermärkte den größten Teil seiner Zeit in Anspruch nahmen.

»Was sagst du?«, fragte Karel. Er legte die Gitarre hin.

»Pilot«, sagte Masser. »Ich glaube, ich werde Pilot. Das macht bestimmt Spaß. Fliegen. Und Piloten verdienen sehr viel Geld. So viel wie Opa, und sie haben auch Sportwagen.« Einer von Massers Klassenkameraden war der Sohn eines KLM-Flugkapitäns, der wie André Genovesi einen Ferrari besaß.

»Mia auch Pilot werden«, sagte Mia, die in der Nähe auf dem Deck spielte. Sie zeigte zum Himmel hinauf.

»Carla«, rief Karel in Richtung Kombüse, in der seine Frau das Essen kochte. »Hier ist einer, der Pilot werden will. Das heißt, inzwischen sind es schon zwei. Piloten verdienen wohl sehr viel. Wird hier jedenfalls behauptet.« Er blickte zu Jimi hinüber, der am Ufer die Ziege streichelte, und rief: »Willst du auch Pilot werden?«

»Journalist«, antwortete Jimi, »ich werde Journalist.« Der Vater von Ruben, seinem Freund, war Korrespondent eines

Nachrichtenmagazins im Fernsehen und erzählte spannende Geschichten von seinen Reisen. Masser hörte aus dem Mund seines kleinen Bruders ein Wort, dessen Bedeutung er zwar auch kannte, das er selbst aber noch nie ausgesprochen hatte. »Journalist«, murmelte er, als wollte er ausprobieren, ob seine Zunge dieses Wort formen konnte.

»Pilot sein ist langweilig«, sagte Karel zu Masser. »Im Grunde das Gleiche wie Busfahrer. Man sitzt nur im Flugzeug, erst geht es rauf und nach einiger Zeit wieder runter. Starten, landen, dann wieder starten.«

»Das stimmt«, gab Masser zu. »Und man muss weit weg fliegen. Das will ich nicht. Ich will bei euch bleiben.«

»Er wird doch nicht Pilot«, rief Karel Carla zu. »Na, ein Glück.« Er schaute seinen Sohn an, der sich in einem Tagtraum zu verlieren schien, nahm die Gitarre wieder in die Hand und probierte einen e-Moll-Septakkord aus.

»Essen ist gleich fertig«, sagte Carla. Sie hatte vegetarische Spaghetti Bolognese gekocht.

Jimi schlang die Arme um den Hals der Ziege, ein Leben als Cowboy stellte er sich auch schön vor. »Hände hoch«, sagte er. Er hatte der Ziege seine Schwimmweste umgebunden.

Im Januar 1979 war die *Hindeloopen* festgefroren. Die Landschaft rings um das Schiff war weiß, auf dem Deck lagen zehn Zentimeter Schnee. Es war früh, und die anderen schliefen noch, als Jimi an Deck kletterte und im Licht des Mondes Schneebälle aufs Eis zu werfen begann. Sie rollten noch ein Stück, bevor sie liegen blieben. Enten, die in einiger Entfernung ein Eisloch offen hielten, watschelten auf das Schiff zu, in der Hoffnung, dass ihnen jemand etwas Essbares zuwerfen würde – wie Carla es jeden Morgen tat. Jimi eilte unter Deck und kehrte kurz danach mit Pfeil und Bogen zurück. Er

warf seine Waffen aufs Eis, stieg über die Reling und ließ sich hinunterfallen. Dann ging er vorsichtig, den Bogen mit Pfeil im Anschlag, auf die Enten zu. Er ließ im Schnee eine Spur von Fußabdrücken zurück.

Eine halbe Stunde später betrat Carla das Deck, um sich dort nach ihrem jüngeren Sohn umzusehen, denn sie hatte seine Koje leer vorgefunden. Als ihr Blick der Spur im Schnee bis zum Eisloch folgte, stieß sie einen Schrei aus. Sie sah den zerwühlten Schnee am Rand, wo Jimis Hände vergeblich Halt gesucht hatten. Sie sah den Bogen. Masser hörte das Schreien seiner Mutter, sprang aus der Koje und eilte im Schlafanzug barfuß aufs Deck. Als er begriff, was geschehen war, flammte in seinem Kopf ein Schmerz auf, den er bis dahin nicht gekannt hatte, ein körperlicher Schmerz, als hätte jemand einen Stahldraht um sein Gehirn gelegt, den er nun enger zu spannen begann. Er wollte schreien, brachte aber keinen Laut heraus. Er wankte ins Innere des Schiffes zurück, ging zur Toilette und erbrach sich.

Jimis Tod veränderte alles. Zerstörte alles, besser gesagt. Karel und Carla beschuldigten einander, nicht gut genug auf ihren Sohn aufgepasst zu haben. Carla behauptete, der Umzug auf das Schiff sei Karels Idee gewesen. Beide warfen der *Hindeloopen* vor, dass sie ein Schiff war, das auf dem Wasser und deshalb manchmal im Eis lag. Sie verfluchten zusammen den Tag, an dem sie die sichere Stadt verlassen hatten. Sie fragten Masser, warum er Jimi nicht zurückgehalten habe, als er ihre gemeinsame Schlafkajüte verließ – was sie später sehr bedauerten, denn es war eine schreckliche Frage. Masser sagte, er habe nichts gehört, und das stimmte auch.

Mia stand nur an der Reling. »Jimi!«, rief sie, »Jimi!«, bis ihre Eltern sie anflehten, damit aufzuhören. »Jimi ist woan-

ders«, sagte Karel zu seiner Tochter. Er brachte es nur mühsam über die Lippen. Auf ihre Frage, wo Jimi denn sei, gab er keine Antwort.

Masser schwieg, er sprach mit niemandem außer sich selbst, weil er dann keine Angst vor den Antworten auf seine Fragen zu haben brauchte. Er wusste, dass etwas kaputtgegangen war, das nie mehr repariert werden konnte. Manchmal wachte er nachts auf und war überzeugt, Jimis ruhige Atemzüge zu hören. Er versuchte mit aller Macht, sich darauf zu konzentrieren. Zum ersten Mal hörte er die Stimme in seinem Kopf. Mal klang sie wie seine eigene, mal wie die von Jimi.

Jimi, komm zurück. Komm doch zurück.

Ich bin tot, das weißt du genau.

Du bist nicht tot. Komm doch zurück.

Ich kann nicht mehr zu dir kommen, komm du zu mir.

Diese Worte versetzten ihn in Panik. Er versuchte, eine Bewegung in der Koje auf der anderen Seite der Kajüte zu erspähen, und strengte sich dabei so an, dass er wieder schneidende Kopfschmerzen bekam. Er fragte sich, ob vielleicht irgendwo ein Gott existierte, der an einem Tag, an dem er sehr gut gelaunt war, Jimi wieder zurückbringen könnte, mit der Begründung, dass er sich vertan habe und Jimi noch viel zu klein sei, um tot zu sein. Er überlegte, ob nicht Stella mit Jimi sprechen und ihn bitten könnte zurückzukommen. Er suchte nach einer Möglichkeit, die Wirklichkeit mit der Wahrheit seines neuen Lebens in Einklang zu bringen, doch es gelang ihm nicht. Er starrte stundenlang vom Deck aus auf die kleinen Wellen, die das Eis ersetzt hatten. Er folgte mit dem Blick der kurzen Strecke, die Jimi gegangen war. Er versuchte, die Zeit umzukehren, um Jimi doch noch zurückzuhalten oder um ihm zu sagen, sie sollten lieber Dame spielen, als aufs Eis

zu gehen und Enten zu jagen. Er dachte, dass er Jimi ermordet hätte und besser auch sterben sollte.

Als der Frühling kam, hellte es sich auch in Massers Kopf wieder etwas auf. Er beschloss, Jimi sei nicht tot, sondern bei Ruben. Und wenn nicht bei Ruben, dann irgendwo anders, in der Schule oder auf dem Platz des Fußballvereins, dessen Mitglied Jimi ein paar Monate vor dem Ereignis geworden war. Jimi war noch da, nur eben nie zusammen mit ihm, Masser. Das war schlimm genug, doch solche Gedanken machten die Abwesenheit seines kleinen Bruders erträglicher. Sie deckten den Schmerz zu, ein kleines bisschen jedenfalls. So lernte Masser, dass sich die Wirklichkeit mehr oder weniger zurechtbiegen lässt, bis man mit ihr leben kann. Er begriff, dass man mit Worten Kummer lindert, indem man die Dinge nicht brutal beim Namen nennt (»Jimi ist tot«), sondern umschreibt (»Jimi ist woanders«). Er suchte nach einem Grund für Jimis Tod, sah aber ein, dass es keinen gab, weil das Verhängnis keine Gründe braucht. Er erkannte, dass eine einzige Sekunde den Unterschied zwischen Glück und Leid ausmacht, eine Einsicht, die ihn nie mehr loslassen sollte.

Nachdem sie die *Hindeloopen* zu einem viel zu niedrigen Preis verkauft hatten, zog Carla in Stellas Wohngemeinschaft ein – sie ertrug Karels Gegenwart nicht mehr. Vielleicht weil Jimi seinem Vater so ähnlich gewesen war, vielleicht auch weil Carla in Karels Augen ständig ihren eigenen Schmerz tausendfach widergespiegelt sah. Masser meinte, seine Eltern müssten zusammenbleiben, doch sein Vater sagte, das gehe nicht.

»Warum nicht?«

»Der Kummer deiner Mutter ist zu groß. Und ich kann sie nicht trösten.«

Masser hatte das Gefühl, dass Jimis Tod erst durch die Trennung zu etwas Endgültigem wurde, dass sie ihn am Leben erhalten könnten, wenn sie nur zusammenblieben. Als er mit seinem Vater noch einmal durch alle Räume des Schiffs ging und sich alles einprägte, um es nie zu vergessen, fragte er ein letztes Mal, warum sie nicht auf dem Schiff wohnen konnten. »Ich glaube, wir lassen Jimi zurück«, sagte er. »Bald weiß er nicht mehr, wo wir sind.« Er hatte Angst, dass seine Beschwörungsformel an einem anderen Ort nicht mehr helfen könnte, dass eine neue Umgebung die Illusion, die er geschaffen hatte, zerstören würde.

»Wir nehmen Jimi mit«, antwortete Karel. »In unseren Herzen. Solange wir an ihn denken, ist er noch da.«

Masser hörte mehr Hoffnung als Überzeugung heraus. Zum Glück denkt Papa das Gleiche wie ich, dachte er. »Aber wenn ich an ihn denke, werde ich traurig«, sagte er.

»Das ist der Preis, den du dafür bezahlst, dass du Jimi nicht vergisst«, erklärte Karel. Er zog seinen Sohn an sich und begann leise zu weinen. Masser strich seinem Vater über den Rücken. Dann ging er zu dem Geheimversteck, das Jimi und er hinter einer losen Planke in ihrer Kajütenwand angelegt hatten. Er holte zwei Breitling-Uhren heraus.

»Pilotenuhren, Geschenk von Opa. War ein Geheimnis.«

Bis zum Beginn seines Studiums lebte Masser mit seiner Mutter und Mia in der Wohngemeinschaft. Er fühlte sich dort nie zu Hause und floh regelmäßig zu seinem Vater, der allein eine Wohnung in der Czaar Peterstraat in Amsterdam bewohnte. Wenn Karel die Tür öffnete, trat Masser zusammen mit Jimi ein. »Da sind wir wieder«, sagte er.

Masser dachte später oft darüber nach, was die Tragödie bei ihm bewirkt haben mochte – ob sie ihn zu einem anderen

Menschen gemacht hatte, ob er ein anderer Mensch geworden wäre, wäre Jimi am Leben geblieben. Doch den Antworten ging er lieber aus dem Weg.

Jimi ist immer noch da.

Ich bin immer noch da.

V

De Nieuwe Tijd

De Nieuwe Tijd verdankte ihre Existenz dem steinreichen Hafenbaron, Schiffsmagnaten und Kohlenhändler Charles Schuurman Hess, allgemein CSH genannt. Seine Schiffe brachten Koks und Kohle aus aller Welt nach Rotterdam, wo die schwarze Fracht auf die Binnenflotte der Steinkohle-Handelsgesellschaft von CSH verladen und zu den Hochöfen des Ruhrgebiets transportiert wurde. In den dreißiger Jahren bestand in Deutschland große Nachfrage nach Stahl. Hitler bereitete das Land und seine Armee auf den zweiten großen Krieg vor, und ein Teil des mit dem Koks von CSH produzierten Stahls kehrte ein paar Jahre später in Gestalt von Bomben nach Rotterdam zurück – was auch Charles Schuurman Hess nicht hatte voraussehen können. Und wenn doch, hätte er kein Kilo Koks weniger ins östliche Nachbarland geliefert.

Charles Schuurman Hess hatte zwei Söhne. Der ältere, Anton, war dazu ausersehen, die Nachfolge seines Vaters als Direktor des Steinkohle-Imperiums anzutreten. Anton hatte geraume Zeit in den Niederlassungen der Firma in Johannesburg, Buenos Aires und Sydney gearbeitet. Sein Vater hatte ihn beauftragt, nicht nur die Logistik des Kohletransports kritisch zu prüfen und falls möglich zu verbessern, sondern auch nach Wegen zu suchen, wie man die Handelsaktivitäten ausweiten könnte.

»Mit der Kohle ist irgendwann Schluss«, sagte CSH zu sei-

nem Sohn. »Wir sind zu abhängig von dem Dreckszeug. Wir müssen auf anderen Gebieten tätig werden, jedenfalls wenn wir auch deinen Sohn noch als Direktor sehen wollen. Rede mal mit jemandem von Shell, finde raus, was wir tun können. Vielleicht sollten wir in Tanklager investieren oder in Raffinerien. Wir müssen groß denken, Anton!«

Anton Schuurman Hess hatte während seines Aufenthalts in Buenos Aires eine bildschöne Argentinierin namens Ana kennengelernt. Die Vorstellung, mit ihr einen Sohn zu zeugen, am liebsten mehrere, erregte ihn ungemein. Töchter durften es übrigens auch sein. Er tat, was sein Vater von ihm erwartete, und erkundete voller Enthusiasmus Alternativen zu den bisherigen Handelsaktivitäten der Firma. Er sah schon vor sich, wie er seinen Sohn (Jorge? Jaime?) ins Büro mitnehmen und ihn auf seine zukünftigen Aufgaben vorbereiten würde – auch ein Studium in Oxford wäre eine feine Sache, darüber musste er einmal mit Ana sprechen. Selbstverständlich erst, nachdem er um ihre Hand angehalten und sie geschwängert hatte.

Im Stillen hegte Anton die Hoffnung, dass sein Vater in absehbarer Zeit kürzertreten und er die Fäden in der Hand halten würde, noch bevor er fünfunddreißig wurde – er war Jahrgang 1905. Doch Charles Schuurman Hess hatte noch längst nicht vor, sich zurückzuziehen. Seit er ein Verhältnis mit einer jungen Schauspielerin hatte, fühlte er sich trotz seines fortgeschrittenen Alters von sechzig Jahren wieder wie ein junger Gott. Vielleicht konnte er ja selbst noch einen Sohn zeugen, der das Unternehmen größer und mächtiger machen würde.

In seinen zweiten Sohn setzte er keine hohen Erwartungen. Immer wieder fragte sich Charles Schuurman Hess, ob Joris überhaupt sein Sohn war und nicht das Ergebnis einer Affäre seiner früheren Ehefrau mit irgendeiner trüben Tasse.

Joris Schuurman Hess war vier Jahre jünger als sein Bruder. Er durchlebte eine äußerst vergnügliche Studienzeit in Leiden, Jahre, in denen er sich manchmal nicht einmal mehr daran erinnerte, was er eigentlich studierte, weshalb er auch mit Pauken und Trompeten durchs Examen fiel. Das Fest, mit dem er sich verabschiedete, lief dermaßen aus dem Ruder, dass es bald zu einem geradezu mythischen Ereignis in den Annalen der Studentenverbindung Minerva wurde; seine Rechnung – für Getränke und angerichtete Schäden – war die höchste in ihrer Geschichte. Danach verfiel Joris für mindestens ein Jahr in tiefe Passivität und Lethargie. Er hatte nicht die geringste Ahnung, was er tun sollte. Eine Anstellung in der Firma seines Vaters war ausgeschlossen, das hatte ihm Charles unmissverständlich klargemacht – »Ich lasse dich doch nicht mein Lebenswerk ruinieren!« –, und außerdem hatte Joris selbst keine Lust auf Kohlen. Ordinäres Zeug, von dem man schwarze Hände und eine Staublunge bekam.

Charles, der nicht mit ansehen konnte, wie sein Sohn sich langsam, aber sicher in einen fettsüchtigen Pascha verwandelte, entschloss sich zu einem letzten Rettungsversuch. Er kannte den Chefredakteur der Tageszeitung *De Rotterdammer* und bat ihn, Joris als Volontär einzustellen.

Das Wunder ereignete sich fast sofort. Der erste Tag, den Joris in der Redaktion verbrachte, war zugleich sein bester Tag seit langem, ja, vielleicht der beste überhaupt. Das Klappern der Schreibmaschinen, das beständig lauernde Chaos, die Nervosität, die Sekretärinnen, in deren Blicken er Verlangen zu lesen glaubte, der derbe Humor, das Biertrinken nach der Arbeit – Joris fand all das einfach wunderbar. Nach kaum einem Monat gab er sich wie der archetypische Reporter, leicht zynisch, weltklug und ein bisschen müde; zumindest die Müdigkeit brauchte er nicht zu spielen, denn er verbrachte

die meisten Abende im Journalistencafé De Jager gleich um die Ecke, und er ging nie als Erster.

Obwohl er eine flotte Schreibe hatte, wusste er bald, dass er nicht lange Reporter bleiben, sondern höher hinauswollte, dass er sich zutraute, Chefredakteur und Herausgeber zu werden – er sah vieles, das verbesserungsfähig war, vor allem, nachdem sein Bruder ihm aus den Vereinigten Staaten einen Stapel *New York Times* mitgebracht hatte.

Joris war sechsundzwanzig, als er seinen Vater anrief und ihm sein Dilemma schilderte. Seit drei Jahren sei er Reporter, er liebe das Metier und habe sich vorgenommen, Chefredakteur zu werden. Bis sich eine Gelegenheit dazu ergab, würden aber – optimistisch geschätzt – noch mindestens zwanzig Jahre vergehen. Charles war vom Ehrgeiz seines Sohnes angenehm überrascht; endlich erkannte er in ihm etwas von sich selbst wieder.

Ob er nicht vielleicht gern eine eigene Zeitung besitzen würde, fragte Joris seinen Vater – die Antwort kannte er schon.

CSH war ein Mann, der sich schnell langweilte. Wenn neue Herausforderungen zu lange ausblieben, fragte er sich, ob sein Leben womöglich bald zu Ende ging, und trank dann mehr, als ihm guttat. Um seine Schiffe, die im Liniendienst nach straffen Fahrplänen die Weltmeere befuhren, brauchte er sich nicht zu kümmern. Jede Ladung Steinkohle, die sie nach Rotterdam brachten, machte ihn noch reicher, als er schon war.

Der Anruf seines Sohnes kam im richtigen Moment. Gerade erst hatte CSH seine Anteile an der Koninklijke Shell verkauft und dadurch sein ohnehin immenses Kapital beinahe verdoppelt. Er suchte nach Investitionsmöglichkeiten. Das Vorhaben, eine von seiner Firma zu betreibende Bahnverbindung von Rotterdam zu den deutschen Hochöfen zu schaffen,

war an Beamten ohne einen Funken Fantasie gescheitert. Der Bau des Feijenoord-Stadions war schon in vollem Gange – dabei wurde er nicht mehr gebraucht. Er dachte darüber nach, mit seiner Geliebten nach Hollywood zu reisen und einen internationalen Star aus ihr zu machen, doch diese Pläne waren noch zu vage, um seine wachsende Unzufriedenheit einzudämmen.

Charles Schuurman Hess studierte die Geschäftsberichte von Zeitungsverlagen im In- und Ausland, telefonierte ein wenig herum, erkundigte sich nach Aussichten und Renditen und wusste bald genug. Er nahm Kontakt mit dem Eigentümer der Zeitung auf, bei der sein Sohn arbeitete, und fragte, ob er sie verkaufen wolle. Das war nicht der Fall. »Quatschen Sie nicht, nennen Sie Ihren Preis«, sagte Charles. »Alles ist käuflich, verdammt noch mal.«

»Meine Zeitung nicht«, lautete die Antwort. »Gründen Sie doch selbst eine Zeitung. *De Rotterdammer* ist eine Institution und kein Kohlenfrachter.«

»Dann verreck doch mit deinem Käseblatt«, sagte CSH.

Nachdem er noch zweimal bei überregionalen Blättern abgeblitzt war, rief er den Verleger einer Utrechter Regionalzeitung an, *De Tijd*. Diesmal ging er auf besonders drastische Weise vor, er war die Ablehnungen leid. »Ich kaufe Ihre Zeitung«, sagte er, sobald man ihn verbunden hatte. »Die ist bloß noch ein wertloser Fetzen Papier mit einer Handvoll schwachsinnige Greise in Kockengen und Zeist als Abonnenten. Und ein bisschen Utrechter Unterwelt wegen der Polizeiberichte. Ich hab mich bei diesem und jenem erkundigt, Ihre Zeitung ist am Ende. Na ja, da sag ich Ihnen nichts Neues.«

Am anderen Ende der Leitung blieb es still. Charles nannte einen Betrag. »Plus zehn Prozent von meinem Gewinn in den ersten fünf Jahren«, fügte er hinzu. »Ja oder nein. Jetzt.«